

Leitartikel

Heinz Schuster Enttäuschte Ökumene?

Viele sagen, um die Ökumene stünde es heute schlechter als noch vor einigen Jahren. Immer häufiger sind Stimmen der Resignation und der Skepsis zu hören. Man sei zwar insgesamt ein gutes Stück weitergekommen, aber von dem ursprünglich gesteckten Ziel einer Wiedervereinigung der Kirchen seien wir noch weit entfernt. Die Vertreter der Amtskirchen beider Konfessionen würden sich zwar recht brüderlich zueinander verhalten, sie würden ab und zu auch eine gemeinsame Erklärung abgeben, aber insgesamt seien sie doch auf Distanz bedacht. Viele Christen und christliche Gemeinden würden müde an ihrer alten Hoffnung, daß die Ökumene keine ferne Utopie, sondern eine „reale Möglichkeit“ (Fries – Rahner) sei.

Man hält diesen Stimmen entgegen, daß die Ökumene nur als geschichtlicher Prozeß verstanden werden könne. Menschen könnten nicht in wenigen Jahren revidieren, was in Jahrhunderten gewachsen ist. Die Ökumene könne nur in einer Atmosphäre von Geduld und gläubiger Hoffnung wachsen.

Ent-täuschungen

Das mag alles richtig sein. Es scheint mir aber auch richtig zu sein, das Moment der Ent-täuschung zu sehen, das in der gegenwärtigen Phase der ökumenischen Bewegung zu erkennen ist. Es geht um jene Ent-täuschungen im ursprünglichen Sinn des Wortes, bei denen man plötzlich mit leeren Händen dazustehen scheint. In Wirklichkeit sind es Stunden der Wahrheit, in denen sich Illusionen von wirklichen Hoffnungen, Träume von realen Möglichkeiten und subjektive Projektionen von zwingenden historischen Sachverhalten unterscheiden lassen. Diese Augenblicke der Enttäuschung können, davon bin ich fest überzeugt, Geburtsstunden einer neuen, wenn auch sehr nüchternen Hoffnung sein.

1. Die Grenzen der Theologie

Eine erste und entscheidende Illusion betrifft die Bedeutung der Theologie und die Durchschlagskraft ihrer Argumente. Wer miterlebt hatte, wie die Theologen aller Konfessionen dieselbe Hl. Schrift mit denselben exegetischen Methoden zu lesen lernten, wie man Schritt für Schritt auch bei den kritischsten Fragen wie der Rechtfertigung, dem Gnadverständnis, der historischen Herkunft und dem ekklesiologischen Ort des Amtes (einschließlich des Petrusamtes), dem Zusammenhang von Wort und Sakrament (bis hin zum Verständnis der Eucharistie) zu weithin gemeinsamen Ergebnissen kam, der mußte enttäuscht sein, als sich herausstellte, daß sich aus

2. Die „Ökumene vor Ort“ an der kurzen Leine

einem so breiten theologischen Konsens so wenig gemeinsames kirchliches Bewußtsein ergab. Die Theologie, auch und gerade in Gestalt der einstmals hochprotegier-ten ökumenischen Theologie, war notwendige Voraus-setzung für den ökumenischen Prozeß, aber als sie ihre Arbeit getan hatte, konnte sie, wie der Mohr, der seine Schuldigkeit getan hatte, gehen.

Bei der zweiten Enttäuschung geht es um eine paradoxe Ergänzung zur ersten. Daß die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen nicht einfach das Resultat eines theo-logischen Konsenses oder gar einer theologischen Schluß-folgerung sein kann, wäre bei aller Enttäuschung der Theologen ja noch zu verstehen. Aber die Alternative würde dann doch sein, daß die Ökumene entscheidend bestimmt wird von der in den christlichen Gemeinden praktizierten Annäherung und Gemeinsamkeit. Eine sol-che Annäherung hätte – ex supposito – eine gediegene theologische Grundlage, sie wäre niemals nur pure Prak-tiziererei, sondern immer auch verantwortliche Reflexi-on. Sie wäre zugleich aber auch die „Probe“ auf die öku-menische Theorie, und damit zugleich der Ort, an dem christliches Bekenntnis und christliche Praxis ihre ursprüngliche Einheit finden.

Tatsächlich haben unendlich viele Gemeinden mit ihren Pfarrern ihre Kraft und Zeit in diese zugleich „theoreti-sche“ wie praktische Arbeit der Ökumene vor Ort investiert. Alle späteren gemeinsamen Erklärungen der Amtskirchen, z. B. zur Mischehe, zum ökumenischen Gottesdienst, setzen diese Arbeit voraus.

Nun ist aber gerade im Bereich dieser „Ökumene vor Ort“ die Enttäuschung unverkennbar. Sie hatten mit gu-tem christlichen Gewissen überlegt und erprobt, wie man über die konfessionellen Grenzen hinweg das Evange-lium lesen und den Gottesdienst feiern kann. Sie wissen, daß eine christliche Erziehung von Kindern nicht nur ein Postulat, sondern eine reale Möglichkeit ist. Aber immer häufiger stoßen sie auf ein Veto. Dieses Veto wird von den Amtsträgern formuliert, aber – und hier beginnt das Pa-radox – im Namen der Theologie bzw. der noch ausste-henden theologischen Abklärung. Es gäbe ein spezifisch katholisches und ein protestantisches Verständnis des Abendmahls, sagt man denen, die beim gemeinsamen Brotbrechen längst erfahren haben, was Gastfreund-schaft unter Christen und das Eingeladensein der Sün-der-Jünger durch Jesus an seinem Tisch bedeuten. Es gäbe eine katholische und eine evangelische Kindererzie-hung und einen speziell-konfessionellen Religionsunter-richt, sagt man denen, die besser als alle Bischöfe wissen,

was Kinder sind und wie makaber sich konfessionelle Differenzierungen in einem Religionsunterricht ausmachen, vor allem unter Kindern, die überhaupt keine religiöse, geschweige denn eine konfessionell geprägte Erfahrung mitbringen.

3. Die Hartnäckigkeit der geschichtlichen Vorurteile

Eine dritte Illusion ist wohl die schmerzlichste, obwohl schlaue Leute sagen könnten, sie hätte schon niemals aufkommen dürfen: Geschichtlich gewachsene Gefühle, Vorbehalte, Vorurteile und Verstehenszugänge sind stärker als rationale Argumente. Es schien vielleicht eine Zeit so, als könnten die christlichen Kirchen einen großen Teil ihres historischen Ballastes abwerfen und so in eine gemeinsame Zukunft hineingehen. Tatsächlich haben wir Christen mittlerweile eine Einheitsübersetzung der Hl. Schrift, wir singen eine Menge gemeinsamer Lieder, aber wir reden immer noch weithin eine verschiedene Sprache. Daß Katholiken den Papst auch dann für unfehlbar halten, wenn er in Afrika über das katholische Eheideal predigt, haben wir immer schon hinnehmen müssen. Aber daß Protestanten dies tun, noch immer tun, darauf sind viele nicht gefaßt gewesen. Vorurteile sind eben weniger brisant, solange sie innerhalb der abgesonderten Gruppe gelten. Wenn sie sich aber im Gespräch mit den anderen melden, werden sie zu einem wirklichen Problem. Ein evangelischer Christ, dem bewußt geworden ist, warum und wie hartnäckig ein katholischer Bischof darauf besteht, daß sein Pfarrer nicht wirklich „geweiht“ sei und also nicht in der rechtmäßigen Nachfolge der Apostel stehe, kann nur mehr schwer zur Tagesordnung übergehen und zufrieden sein mit dem, was „man doch schon alles erreicht habe“.

Der ganze Umfang dieser Illusion kann hier nur angedeutet werden. Je näher sich die Christen gekommen sind, umso offener traten die zum Teil makabren Einzelheiten der jeweiligen Vorurteile gegenüber der anderen christlichen Kirche zutage. Worüber Eingeweihte allmählich zu lächeln gelernt haben, das bedeutet für viele einfache Christen eine schmerzliche neue Erfahrung, mit der sie nicht von heute auf morgen fertig werden.

Was wäre angesichts dieser Phase der ökumenischen Enttäuschung zu tun? Ich meine, es sei entscheidend, ob wir diese Situation als das akzeptieren, was sie ist: Eine notwendige, im Grunde immer schon anstehende Phase einer nüchternen Bestandsaufnahme der Realitäten, der realen Möglichkeiten, der geistesgeschichtlichen und gesellschaftspolitischen Perspektiven, aber eben auch unserer menschlichen, allzu menschlichen Kräfte. Im

letzten geht es dabei um nichts weniger als ein Stück ökumenischer Wahrheitsfindung.

Wenn wir dabei Abschied nehmen müssen von der Vorstellung, die Ökumene sei vor allem eine Frage der theologischen Schlußfolgerung oder sie sei überhaupt in erster Linie ein theologisches Problem, dann mag dies da und dort noch verwundern, aber möglicherweise werden durch diese Einsicht Kräfte der Theologie freigesetzt, die unverzichtbar sind. Der „unnütze Knecht“, der die Theologie immer schon ist, wird dringend gebraucht, auch wenn er keine andere Macht hat als die seiner Argumente. Es gilt sicher auch Abschied zu nehmen von der Vorstellung, man könne adäquat unterscheiden zwischen den „essentiellen“ Fragen der Ökumene und den eher „sekundären“ Problemen der je verschiedenen Traditionen, Frömmigkeitsformen usw. Vielleicht stellt sich irgendwann einmal heraus, daß das seit Jahrhunderten völlig verschiedene „Klima“ der katholischen und evangelischen Pfarrhäuser ökumenisch viel relevanter war, als das viele bisher wahrhaben wollen.

Die ökumenische
Geschichte geht weiter

Dann aber gilt es, die *ökumenische Geschichte*, wie sie bereits begonnen hat, wirklich weiterzuschreiben und weiterzumachen. Es sind bereits von den Gemeinden und den Theologen (im besten Fall von beiden gemeinsam) Pflöcke eingeschlagen worden. Sie müssen gerade in dieser Zeit noch tiefer gerammt werden. Es gibt bereits eine wirkliche Kultur des ökumenischen Mutes in beiden Kirchen. Diese muß gehegt und gepflegt werden, gerade in der schmerzlichen Erinnerung an die langen Epochen christlicher Feigheit und Obrigkeitshörigkeit. Es gilt, sich noch vertrauter mit dem anderen und seiner Geschichte zu machen. Vielleicht müssen wir, um zu verstehen und verstanden zu werden, ausführlicher von „früher“ reden, damit wir nicht unversehens und hinterrücks von ihm überfallen werden.

Mag sein, daß diese weitere Geschichte der Ökumene eher von den „kleinen Leuten“ in den verschiedenen Kirchen geschrieben wird. Aber hat die Geschichte des Christentums nicht genau so begonnen?